

VORWORT

Bei der vorliegenden Arbeit handelt es sich um die geringfügig überarbeitete Fassung meiner im Herbstsemester 2013 von der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich als Promotionsleistung angenommenen Dissertation.

Der erste und wichtigste Dank gebührt meinem Doktorvater Prof. Dr. Ulrich Eigler, der mir über die Jahre hinweg sowohl in wissenschaftlicher wie auch in menschlicher Hinsicht so vieles beigebracht und vermittelt hat. Frau Prof. Dr. Carmen Cardelle de Hartmann möchte ich für die Übernahme des Zweitgutachtens und ihre nützlichen Hinweise und Impulse herzlich danken. Für die kritische Durchsicht des vollendeten Manuskripts und hilfreiche Anmerkungen zu Dank verpflichtet bin ich auch Frau Prof. Dr. Henriette Harich-Schwarzbauer. Danken möchte ich ausserdem den Herausgebern der „Hermes-Einzelschriften“ Prof. Dr. Jan-Wilhelm Beck, Prof. Dr. Karl-Joachim Hölkeskamp und Prof. Dr. Martin Hose für die Aufnahme der Arbeit in ihre Reihe sowie dem „Fonds für Altertumswissenschaft, Zürich“ für einen grosszügigen finanziellen Beitrag zum Kauf der vorgeschriebenen Pflichtexemplare.

Ohne fremde Hilfe wäre diese Arbeit in der vorliegenden Form nicht zustande gekommen. Dank gebührt hier vor allem Mirjam Reich, die die gesamte Arbeit sorgfältig lektoriert und vor vielen Fehlern bewahrt hat, sowie Rebecca Schmalholz, die in der Frühphase die Korrektur zahlreicher Kapitel übernommen und mich auf so manchen stilistischen Missgriff hingewiesen hat. Ferner möchte ich meinen Freunden und Kollegen vom Klassisch-Philologischen Seminar der Universität Zürich für wertvolle Verbesserungsvorschläge und Denkanstösse danken, die sie mir im Laufe vieler Gespräche gegeben haben: Nicola Schmid-Dümmler, Cornelia Ritter-Schmalz und Dr. Fabian Zogg. Dr. Rudolf Pokorny (MGH) hat geistreiche Übersetzungsvorschläge beige-steuert. PD Dr. Virgilio Masciadri, dessen inspirierende Lehre und wohlwollende Kritik mich über meine Studienzeit begleitet und gefördert haben, wurde es durch Krankheit und frühzeitigen Tod leider verwehrt, die Entwicklung und Fertigstellung des Manuskripts zu erleben. Seiner Freundschaft soll an dieser Stelle gedacht sein.

Meine Frau Rahel Reich Schwitter hat mit kritischem Auge die deutschen Übersetzungen durchgesehen, die bisweilen noch unverständlicher waren als ihre lateinischen Vorlagen. Ihr danke ich darüber hinaus für ihre konstante Unterstützung, wertvolle Ratschläge und viele hilfreiche Anregungen. Meine kleine Tochter Salome hat die Entstehung und Vollendung dieser Arbeit begleitet und stets unermüdlich dafür gesorgt, dass ich mich an die wichtigen Dinge des Lebens erinnerte. Ihnen beiden sei diese Arbeit gewidmet.

Zürich/München, im September 2014

Raphael Schwitter

I. EINFÜHRUNG

1. ZU TITEL UND THEMA

σκότω φάος ἀντίμοιρον

(Aischylos, *Agamemnon*, 319)

Kommunikation ist auf Verständlichkeit ausgelegt. Dies gilt für einen Briefverkehr wie für jede andere Form einer sozialen Handlung, die eine zwischenmenschliche Verständigung anstrebt. In diesem Modell wird jegliche Obstruktion des Interaktionsprozesses zu einem potentiellen Störfaktor, wenn dadurch die pragmatische Ausrichtung der Kommunikation selbst behindert wird. Mit „Obscuritas“ ist ein derartiger innersprachlicher Störfaktor zu benennen. Dunkelheit ist der menschlichen Sprache durch ihre Funktions- und Wirkungsweisen inhärent und kann intentionale oder unbewusste Formen annehmen. Ihr Auftreten ist daher grundsätzlich überzeitlich und ubiquitär, doch lassen sich in verschriftlichter Form hinsichtlich Intentionalitätsgrad und Erscheinungsbild epochenspezifische Schwerpunkte ausmachen. Im Folgenden soll mit der lateinischen Epistolographie der Spätantike ein solcher Brennpunkt intendierter Obscuritas definiert, phänomenologisch erfasst und begründet werden.

Wenn in schriftlicher Korrespondenz eine sachorientierte Verständigung bewusst hintertrieben und sprachliche Deutlichkeit und inhaltliche Klarheit in Briefen durch ostentatives Verdunklungsstreben sabotiert wird, lohnt es sich nach den dahinter stehenden soziokulturellen Ursachen und Motiven sowie nach den leitenden literarästhetischen Grundlagen und Prinzipien zu fragen. Dunkler Stil ist zwar immer umstritten, bedarf aber besonders bei der Textsorte Brief einer eingehenden Analyse des literatursoziologischen Umfelds. Eine solche will diese Arbeit unter vergleichender Berücksichtigung anderer literarischer Gattungen der Zeit leisten, um die epistolare Dunkel-sprache, wie sie sich in der lateinischen Spätantike herausgebildet hatte, in ihren mannigfachen Formen und Funktionen offenzulegen.

Bei einer derartigen Untersuchung gilt es stets auch den Kontrast zu bedenken. Das Phänomen sprachlicher Verdunkelung steht in untrennbarer Verbindung mit Klarheit und Verständlichkeit, mit Perspicuitas. Auf das paradoxe Abhängigkeits- und Spannungsverhältnis zwischen Licht und Dunkel, dem die spätantike Literatur wirkungsästhetisch in vielfältiger Weise zu unterliegen scheint, referiert auch der Titel dieser Arbeit.¹ Gerade Perspicuitas ist aus Sicht der antiken rhetorischen Doktrin für die Textsorte Brief unab-

1 Das Oxymoron *umbrosa lux* entstammt einem Gedicht des Paulinus von Nola: *carm.* 23,146. Vgl. dazu die Interpretation weiter unten: S. 172.

dingbar.² Eine Alltagskorrespondenz muss in erster Linie verständlich sein, wird sie doch von den Kommunikationspartnern primär auf Informationsgehalt und mögliche Handlungsziele hin gelesen.

In der Appendix seiner *Ars rhetorica* hat der im 4. Jahrhundert tätige Rhetor Iulius Victor neben der Trainingstechnik (*exercitatio*) und der Konversation (*sermocinatio*) auch der Briefkunst (*de epistolis*) ein Kapitel gewidmet.³ Dort kommt er nach einleitenden Bemerkungen auf den für einen Brief angemessenen Stil zu sprechen:

Lucem vero epistolis praeferere oportet, nisi cum consulto clandestinae litterae fiant (...). ceterum, cum abscondito nihil opus est, cavenda obscuritas magis quam in oratione aut in sermocinando: potes enim parum plane loquentem rogare, ut id planius dicat, quod in absentium epistolis non datur.

In Briefen muss das Licht [der Verständlichkeit] hervorleuchten, ausser man schreibt absichtlich vertrauliche Briefe (...). Doch wenn es keinen Grund für Heimlichkeiten gibt, muss Dunkelheit mehr als in einer Rede oder einem Gespräch vermieden werden: Man kann nämlich jemanden, der unklar spricht, bitten, sich deutlicher auszudrücken. Bei Briefen, deren Absender ja abwesend sind, ist diese Möglichkeit nicht gegeben.

(Iul. Vict. *rhet.* ed. Giomini/Celentano, 105,24–31)

Mit der Licht-Metaphorik verdeutlicht Iulius Victor das Postulat sprachlicher Eindeutigkeit und inhaltlicher Klarheit. Einzige Ausnahme bilden Geheimbotschaften (*litterae clandestinae*), die durch einen vorgängig mit dem Partner ausgemachten Code verschlüsselt sein dürfen. Logisch begründet wird das Gebot sprachlicher Klarheit und Eindeutigkeit durch die spezifische Kommunikationssituation von Briefen, in der klärende Rückfragen nicht möglich sind.⁴ Auf dieses grundsätzliche Defizit des geschriebenen Worts hat bekanntlich Platon mit Blick auf verschriftlichte Reden hingewiesen, wo der Autor nicht helfend einschreiten kann, wenn diese gewollt oder ungewollt missverstanden werden.⁵ Bei der Textsorte Brief ist dieses Grundproblem aber gleichsam ein gattungskonstituierenden Faktor. Entsprechend thematisierte Isokrates die hermeneutischen Schwierigkeiten der Briefform, die sich für den Rezipienten aufgrund der zeitlichen und räumlichen Distanz zwischen Absender und Adressaten er-

2 Vgl. Exc. *Rhet.* ed. Halm, 589,12–13: *observandum est illud in epistolis, primum ut sint dilucidae et breves et significantes* und 20–21: *quod ad elocutionem attinet, sermo esse debet purus et simplex, interdum φιλολογίαν redolens aut figura aut apte interpositis sensibus vel poetarum vel historicorum.* Die Stellen sind gesammelt bei Koskeniemi (1956) 27–28; Cugusi (1983) 36–37; Malherbe (1988) 13–14; Corbinelli (2008) 26.

3 Vgl. dazu die Beschreibung von Celentano (1994).

4 In der Tat verstärkt aus kommunikationstheoretischer Sicht die „beim Briefschreiben anzusetzende gleichzeitige Ausschaltung bzw. Reduzierung sowohl von unmittelbarem („spontanem“) feed back als auch von semantischer Redundanz (die beide im face-to-face-Gespräch in der Tat eine grosse Rolle spielen) die Tendenz zu Missverständnissen geradezu notwendigerweise“: Bürgel (1976) 288 Anm. 28. Zum „Redundanzschwund“ in persönlicher Briefsituation und den daraus resultierenden Verständnisschwierigkeiten für Dritte auch Thraede (1980) 194–197.

5 Plat. *Phaidr.* 275. Vgl. dazu etwa Gadamer (1990) 396 f.

gäben.⁶ Im Gegensatz zu einer mündlichen Rede oder einer Unterhaltung, für welche die rhetorische Theorie in bestimmten Situationen durchaus einen massvollen Einsatz verdunkelnder Techniken anrät,⁷ müsse, so Iulius Victor weiter, sprachliche Dunkelheit (*obscuritas*) in Briefen grundsätzlich vermieden werden. Der Einsatz von Techniken, die ein unmittelbares Verständnis obstruieren beziehungsweise den Text verfremden, wie etwa ungeläufige Sprichworte (*proverbium ignotius*), altertümliche Vokabeln (*verbum cariosius*) oder gesuchte Metaphern (*figura putidior*) seien als Kommunikationshindernisse anzusehen und daher zu unterlassen.⁸

Neben dieser textpragmatischen Begründung kann noch ein weiteres Argument für einen schlichten und verständlichen Briefstil ins Feld geführt werden. Aufgrund seiner quasi-dialogischen Form fungierte der Brief in der antiken Kommunikationskultur als Ersatz körperlichen Zusammenseins⁹ und galt als verschriftlichtes Gespräch.¹⁰ Verbindlicher stilistischer Orientierungspunkt war daher die Umgangssprache, der *sermo cotidianus*, beziehungsweise dessen diastratische Ausprägungen innerhalb der Bildungsgemeinschaft.¹¹

Zwar ermöglicht der brieftypische zeitliche Phasenverzug im Vergleich zum mündlichen Gespräch prinzipiell eine sorgfältigere Ausgestaltung, doch forderte die rhetorische Theorie gleichwohl dazu auf, einen die Gesprächssituation abbildenden und dem Empfänger angepassten Unterhaltungston zu wählen. Demetrios verweist in seinen auf den Brief bezogenen Ausführungen über den Stil auf die Nähe zum literarischen Dialog, der gemäss Artemon, des Herausgebers der aristotelischen Korrespondenz, auch als stilistische Richtlinie für die Abfassung von Briefen gelten könne. Indes dürfe der Brief, so räumt Demetrios ein, da er grundsätzlich schriftlich und ein Geschenk für einen Freund sei, eine grössere stilistische Ausarbeitung aufweisen als der Dialog.¹² Demetrios unterscheidet hier augenscheinlich zwischen konzeptioneller Mündlichkeit und konzeptioneller Schriftlichkeit. Während sowohl Brief wie Dialog medial schriftlich sind, hält er die Fiktion einer konzeptionellen Mündlichkeit im Dialog für wichtiger als in einem Brief, bei dem die

6 Ironischerweise in einem Brief: Isocr. *epist.* 1,2–3.

7 Zu Quintilians differenzierter Behandlung der *Obscuritas* vgl. ausführlich weiter unten: S. 93–103.

8 Iul. Vict. *rhet.* ed. Giomini/Celentano, 105,31–32. Vgl. Exc. *Rhet.* ed. Halm, 589,22–23: *verba simplicia, verum minime antiqua nec tamen vulgaria ac sordida.*

9 Vgl. Demetr. *eloc.* 223; Cic. *fam.* 12,30,1. Zum antiken Topos der Begegnung im Brief: Thraede (1970) 146–179.

10 Cic. *Att.* 8,14,1; *Quint. fr.* 1,1,16: *Sed ego quia, cum tua lego, te audire, et quia, cum ad te scribo, tecum loqui videor*; Sen. *epist.* 75,1. Vgl. auch Quint. *inst.* 9,4,19: *Est igitur ante omnia oratio alia vincita atque contexta, soluta alia, qualis in sermone et epistulis.* Zu den kommunikationsstrukturellen Affinitäten zwischen einem mündlichen und einem schriftlich als Brief fixierten Redeakt vgl. Nickisch (1991) 9–11.

11 Cic. *fam.* 9,21,1: *epistulas cotidianis verbis texere solemus.* Zum *sermo cotidianus* vgl. Cugusi (1983) 36–37, 45, 78 ff. Zu den Einflüssen der Umgangssprache in Ciceros Briefen vgl. von Albrecht (2003) 52 ff.

12 Demetr. *eloc.* 223–224.

konzeptuelle Schriftlichkeit prinzipiell erkennbar sein dürfe.¹³ Auf der anderen Seite betont Iulius Victor zwar die Nähe zur öffentlichen Rede – die zwar medial mündlich, jedoch konzeptuell schriftlich ist – doch solle in Anbetracht der privaten Gesprächssituation übermäßiger Sprachschmuck vermieden und der Brief im Ausdruck knapp und prägnant gestaltet sein.¹⁴ Von den Korrespondenzpartnern wird demzufolge erwartet, dass sie im brieflichem Kontakt die oralkommunikative Situation im Sinne eines *sermo absentium* vergewärtigen und dem Rollenbild, das diese den Partnern abverlangt, auch in natürlicher Weise entsprechen.¹⁵ Eine gewisse stilistische Elastizität ist dem Briefgenus damit inhärent.¹⁶ Diese Forderung bleibt eine Konstante in der mittelalterlichen und neuzeitlichen Brieftheorie. In der Unmittelbarkeit des Gesprächstons liegt letztlich „eine Fiktionalisierung vor, die die Schriftlichkeit der Äußerung und die raumzeitliche Trennung der Briefpartner vergessen machen will.“¹⁷

In dieser Hinsicht durchaus entscheidend ist die bis in die Neuzeit prägende Vorstellung des Briefs als Spiegel der Seele (εἰκὼν ψυχῆς),¹⁸ die eng mit dem Motiv der gegenseitigen Anwesenheit verbunden ist.¹⁹ Neben der Offenlegung des „innersten Wesens des Menschen“²⁰ kommt es dem Brief zu, die Spontaneität und Ungezwungenheit einer freundschaftlichen Konversation abzubilden, als deren Grundtenor die φιλοφρόνησις, ein freundlich-familiärer Umgangston, angesehen wird.²¹ Die Nähe zum Gespräch betont Iulius Victor mehrfach.²² Mit Verweis auf Cicero empfiehlt er daher die Verwendung einzelner metakommunikativer Kolloquialismen zur Verdeutlichung der imaginierten Gesprächssituation:

Lepidum est nonnumquam quasi praesentem alloqui, uti „heus tu“ et „quid ais“ et „video te deridere“: quod genus apud M. Tullium multa sunt.

- 13 Der Briefwechsel der spätantiken Bildungselite ist, wie im Laufe dieser Arbeit noch zu erweisen sein wird, konzeptionell als hochgradig schriftlich anzusehen.
- 14 Stellen zur Vorgabe einfachen Schreibens finden sich u.a. bei Cugusi (1983) 36 ff. Zur antiken Brieftheorie vgl. u. a. Peter (1901) 13–28; Koskenniemi (1956) 18–53; Thraede (1970) 17–27; Malherbe (1988); Conring (2001) 7–16; Poster (2007); Corbinelli (2008) 21–31.
- 15 Zum Topos des *sermo absentium* (Ambr. *epist.* 1,1) vgl. Thraede (1970) 182 f.; Zelzer (1994–1995) 544.
- 16 Dies ergibt sich anschaulich aus Exc. Rhet. ed. Halm, 589,12–15: *Observandum est illud in epistolis, primum (...) tunc deinde ne aut nimium affectatae videantur aut levi cura compositae, sive erga eum ad quem scribuntur, sive erga rem de qua mittuntur.*
- 17 Müller (1994) 61.
- 18 Demetr. *eloc.* 227. Zum Topos des Spiegels der Seele vgl. allgem. Müller (1980).
- 19 Thraede (1970) 158; Müller (1980) 140–141.
- 20 Müller (1980) 141.
- 21 Demetr. *eloc.* 231.
- 22 Iul. Vict. *rhet.* ed. Giomini/Celentano, 105,10: *Epistolis conveniunt multa eorum, quae de sermone praecepta sunt.*

Es ist anmutig, den Briefpartner bisweilen so anzusprechen, als wäre er gegenwärtig, wie etwa „höre mal!“ und „wie meinst du?“ und „ich sehe, du lachst“; solche Ausdrücke finden sich bei Marcus Tullius sehr häufig.

(Iul. Vict. *rhet.* ed. Giomini/Celentano, 106,16–18)

Insbesondere in Privatbriefen, in den *amicorum colloquia absentium* (Cic. *Phil.* 2,4,7), spiegelt sich in der Wahl eines nächstsprachlichen Registers zugleich auch die freundschaftliche Verbundenheit der Korrespondenten.²³

Die von Iulius Victor Ende des 4. Jahrhunderts bekräftigte Doktrin eines schlichten und verständlichen Briefstils steht in deutlichem Kontrast zum elaborierten Sprachstil der zeitgenössischen Epistolographie, die „oft bis zur völligen Unverständlichkeit verzerrt“ war.²⁴ Statt der *Perspicuitas* stand die bewusste Verdunkelung des Inhalts im Zentrum stilästhetischer Bestrebungen: „L’obscurissement de la langue est au cœur de la recherche stylistique des correspondances tardoantiques.“²⁵ Im Gegensatz zum schlichten Briefstil Ciceros und im Widerspruch zu den kohärenten Vorgaben der Rhetorik ist die Sprache herausragender lateinischer Epistolographen des 4., 5. und 6. Jahrhunderts durch eine augenscheinliche Überformalisierung gekennzeichnet.²⁶ Autoren wie Sidonius Apollinaris (430/31–480/90 n. Chr.), Alcimus Ecdicius Avitus (Bf. von Vienne 494–518 n. Chr.) oder Magnus Felix Ennodius (473/74–521 n. Chr.) scheinen sich in ihren Briefen luzider Verständlichkeit bewusst verweigert zu haben. Die in den umfangreichen Korrespondenzen erhaltenen Antwortschreiben ihrer Briefpartner weisen in dieselbe Richtung. Wenn sich der *vir illustrissimus* Heraclius in einem Brief an Avitus gegen den Vorwurf der Feigheit bei der Belagerung von Vienne verwahrt, so tut er dies in gezierter Ausdrucksweise:

Ego urbis caveas dedignatus inter vicina discrimini constantiam pectoris planis exposui, ut tamdiu ad patentium locorum aequora pervenirem, ut virtutis audaciam libertate habitationis ostenderem.

Da mir die enge Umfriedung der Stadt zuwider war, habe ich die Standhaftigkeit meiner Entschlusskraft im nahen Umland auf offenem Gelände der Gefahr ausgesetzt, um mich solange in die Weiten offenliegender [d.h. unbefestigter] Orte zu begeben, bis ich die Kühnheit meiner Tugend in der freien Wahl meiner Wohnstatt unter Beweis stellen konnte.

(Avit. *epist.* 96 ed. Peiper, 103,1–3)

Der hochtrabende Ton und die sorgsame Stilisierung der zitierten Passage sind innerhalb einer rein privaten Konversation auffällig, entsprechen aber

23 Vgl. Cugusi (1983) 45. Wie sich dies stilistisch niederschlug, zeigt etwa von Albrecht (2003) 61–62.

24 Norden (1918) 639.

25 Gioanni (2006) CXXVIII.

26 van Waarden (2010) 63–66 spricht von einer „formalized prose“: Zur hochkonventionalierten Sprachform der spätantiken Epistolographie („rhetoric of epistolography“) auch Ebbeler (2009) 272 f.

durchaus einem gängigen Usus der zeitgenössischen Bildungskultur. Avitus selbst schreibt in eigensinniger, rhetorisch überformter Prosa, deren an der *lex artis* (*epist.* 57 ed. Peiper, 86,15) der Bildungsgemeinschaft orientierte dunkel-insinuerende Sprache manchen modernen Interpreten gelegentlich an den Rand der Verzweiflung führte.²⁷

In eine ähnliche Richtung weist auch der Briefstil des Ennodius von Pavia, der nach dem bekannten Urteil Arnulfs von Lisieux eher *Innodius* („verknötet“) als *Ennodius* genannt zu werden verdiente.²⁸ Die allegorische Inszenierung des Adressaten als kundigen Seefahrer, der die Klippen der Rhetorik geschickt zu umfahren weiss, liest sich zu Beginn der Briefsammlung wie eine Lektüreeanleitung an künftige Leser:²⁹

Dum salum quaeris verbis in statione compositis et incerta liquentis elementi placida oratione describis, dum sermonum cymbam inter loquellae scopulos rector diligens frenas et cursum artificem fabricatus trutinator expendis, pelagus oculis meis quod aquarum simulabas eloquii demonstrasti.

Wenn du das Meer mit Worten befahren willst, die im Hafen entworfen wurden, und mit gefälliger Rede die unsichere Fahrt auf dem flüssigen Element beschreibst, wenn du als Steuermann das Boot deiner Rede mit Umsicht um die Klippen der Rhetorik lenkst und dabei in geschulter Abwägung einen geschickten Kurs einschlägst, dann hast du meinen Augen nicht die echte See, wie du vorgibst, sondern das Meer deiner Eloquenz vorgeführt.

(Ennod. *epist.* 1,1,1)

Das dahinter stehende ästhetische Prinzip der inhaltlichen Verschleierung durch die Macht der Sprache verdeutlicht Ennodius auf ähnlich programmatische Weise in einem Brief an Avienus: Der Leser müsse kraft seines Intellekts den Nebel der Rhetorik lüften und sich seinen Weg zum Verständnis durch das Dickicht der Worte mit der Sichel freischlagen:

Scindit nubes eloquii mens dictationis interpres, cito ad intellectum pervenit falcibus suis verborum calle reserato.

Der Verstand durchtrennt den Nebel der Beredsamkeit und erklärt den Text; schnell kommt er zur Einsicht, hat er einmal den Weg der Worte mit seiner Sichel freigeschlagen.

(Ennod. *epist.* 3,31,2)

27 Vgl. das Urteil der englischen Übersetzer: Shanzer/Wood (2002) 78: „One does not read Avitus' letters; one deciphers them“ sowie Wood (1986) 74: „The reader is faced with a style which can reasonably be described as one of the most obscure in Latin literature.“ Zum Prosastil des Avitus vgl. Goelzer (1909) 692–726; Burckhardt (1938) 35–40; Shanzer/Wood (2002) 70–85, die 70–72 eine ansehnliche Reihe von Negativurteilen aus der älteren Forschung präsentieren. In seinen Dichtungen pflegte Avitus einen ähnlichen extravaganten Stil, vgl. etwa Hecquet-Noti (1999) 53–55.

28 Arnulf. Sag. *epist.* 27 an Heinrich von Pisa.

29 Vgl. Gioanni (2006) CXXIII: „(...) l'ample métaphore qui ouvre la *Correspondance* donne une clef pour pénétrer dans les épîtres, un fil d'Ariadne pour avancer dans cette esthétique qui n'est pas sans analogie avec celle du labyrinthe.“ Das Briefkorpus wurde postum durch einen Redaktor zusammengestellt. Gleichwohl dürfte dieser Brief nicht ohne Grund an den Beginn der Sammlung gestellt worden sein.

Ennodius hat seine Mitteilungen offensichtlich mittels einer rhetorischen Chiffre in der Weise verschlüsselt, dass sie sein Adressat (und jeder künftige Leser) nur mit entsprechendem Sachverstand und Scharfsinn aufzulösen vermag. Die kompetente Mitarbeit am Text wird für den Interpreten zur zwingenden Voraussetzung für den Erfolg. Diese Mystifizierung der Sprache beschränkte die briefliche Kommunikation damit dezidiert auf einen kleinen Kreis von Eingeweihten.

Dieses Verdunklungsstreben scheint auch eine Generation früher bei Sidonius Apollinaris eine literarische Strategie dargestellt zu haben. Schon seinen Zeitgenossen galt der bekannte Literat als dunkel, die Nachwelt folgte diesem Urteil einhellig.³⁰ Die Vorliebe für die artistische Verrätselung des sprachlichen Ausdrucks äussert sich bei Sidonius unter anderem in dunkler Metaphorik,³¹ gelehrten Anspielungen, kryptischen Periphrasen und lexikalischen Besonderheiten.³² Im Streben nach Neuem und Ungewohntem, nach einer „poetica dell’insolito“, wie Isabella Gualandri es genannt hat,³³ vollführt Sidonius auf sprachlich-stilistischer Ebene also genau das, wovon Iulius Victor grundsätzlich abrät.³⁴ Im Eröffnungsbrief der von ihm selbst schrittweise publizierten Briefsammlung nennt Sidonius zwar neben Symmachus auch die für Iulius Victor verbindlichen Stilmodelle Plinius und Cicero als Vorbilder:

Diu praecipis (...), ut si quae mihi litterae paulo politiores varia occasione fluxerint (...), uno volumine includam, Quinti Symmachi rotunditatem, Gaii Plinii disciplinam maturitatemque vestigiis praesumptuosius insecuturus. nam de Marco Tullio silere melius puto (...).

Seit langem forderst du mich auf, (...) jene Briefe, die mir zu unterschiedlichen Anlässen (...) in etwas kunstvollerer Form aus der Hand geflossen sind, in einem Buch zusammenzustellen, um der abgerundeten Rede des Quintus Symmachus und der Gelehrsamkeit und Reife des Gaius Plinius mit dreisten Schritten zu folgen. Von Cicero nämlich schweige ich hier besser (...).

(Sidon. *epist.* 1,1,1–2)

- 30 Vgl. Ruric. *epist.* 2,26,11–13: *Cuius lectio, sicut mihi antiquum restaurat affectum, ita prae obscuritate dictorum non accendit ingenium.* Dies war durchaus als Kompliment gemeint. Zur Obscuritas als positivem Stilmerkmal vgl. allgem. weiter unten: S. 140–212.
- 31 Z.B. Sidon. *epist.* 7,6,3 (über Sidonius’ Gewissen): *cuius stercora tamen sub ope Christi quandoque mysticis orationum tuarum rastris eruderabuntur.*
- 32 Neuere Analysen des Sprachstils des Sidonius Apollinaris liefern Köhler (1995) 18–25; Amherdt (2001) 47–61; van Waarden (2010) 52–66 sowie mit Schwerpunkt auf die Poesie Condorelli (2008). Repräsentativ für die Negativurteile der älteren Forschung ist Loyen (1943).
- 33 Gualandri (1979) 83. In dieselbe Richtung argumentierte bereits Loyen (1943) 152: „La préciosité de Sidoine, c’est-à-dire cet effort constant du mondain cultivé pour s’arracher au commun, est patente.“ Vgl. ferner Amherdt (2001) 47; van Waarden (2010) 63 f. oder auch Condorelli (2008), die den Aspekt der *novitas* von Sidonius’ Poetik hervorhebt.
- 34 Ähnlich auch Quint. *inst.* 8,3,57: *Corrupta oratio in verbis maxime inpropriis, redundantibus, compressione obscura, compositione fracta, vocum similitum aut ambiguarum puerili captatione consistit.*

Der Einfluss dieser Vorläufer dürfte sich auf das literarische Genus, die Themenwahl und die strukturelle Gestaltung der Sammlung beschränkt haben, jedoch kaum auf den Sprachstil.³⁵ Die Tendenz steigender Elaboriertheit der brieflichen Form scheint indes einer episto-literarischen Entwicklung zu entsprechen. Cicero, dessen postum veröffentlichte Briefe die lateinische Epistolographie wie auch die rhetorische Brieftheorie entscheidend prägten,³⁶ blieb im Zuge der Literarisierung der Gattung hinsichtlich seines Sprachstils zunehmend isoliert. Seneca propagierte zwar gegenüber Lucilius einen *sermo inlaboratus et facilis* (*epist.* 75,1), um seinem Adressaten im Brief „ungekünstelt“ gegenwärtig zu sein,³⁷ äusserte sich aber in hochstilisierter, elegant-urbaner Prosa.³⁸ Ähnliches gilt für Plinius' Sammlung „besonders sorgfältig geschriebener Briefe“ (*epistulae curatius scriptae: epist.* 1,1), für Fronto oder Symmachus.³⁹ Letzterer empfahl seinem Sohn die Anwendung eines überlegten und sorgsam gefeilt Stils, der im Gegensatz zur Gerichtsrede aber den Eindruck scheinbarer Nachlässigkeit erwecken soll:

Nam ut in vestitu hominum ceteroque vitae cultu loco ac tempori apta sumuntur, ita ingeniorum varietas in familiaribus scriptis negligentiam quandam debet imitari, in forensibus vero quaterne arma facundiae.

Denn wie bei den Kleidern und in den übrigen Lebensumständen muss für den Ort und die Zeit das Passende ausgewählt werden. Eine vielfältige Begabung zeigt sich dann, wenn sie in privaten Schreiben auf eine gewisse Nachlässigkeit achtet, vor Gericht aber die ganze Wucht der Eloquenz ertönen lässt.

(Symm. *epist.* 7,9)

Das Beispiel zeigt, dass trotz der gestiegenen Ansprüche an die sprachliche Form das von der rhetorischen Theorie verlangte Stilniveau auch im 4. Jahrhundert massgeblich blieb. Gerade die von Symmachus geforderte Erzeugung einer künstlichen *neglegentia*, die bereits bei Plinius erkennbar ist,⁴⁰ verdeutlicht plakativ die Persistenz des *genus humile* im elaborierten Briefstil der Zeit.⁴¹ Dies gilt prinzipiell auch für Sidonius Apollinaris und Ennodius,

35 Gualandri (1979) 80; Köhler (1995) 25. Zu Plinius' literarischem Stellenwert und der Rezeption seiner Briefe in der Spätantike vgl. allgem. Gibson/Rees (2013), zu seiner Bedeutung für die Briefsammlung des Sidonius Apollinaris vgl. Gibson (2013a) und Gibson (2013b). Zum literarischen Stellenwert von Ciceros Oeuvre in der Spätantike vgl. allgem. MacCormack (2013).

36 Cugusi (1998) 170 f.

37 Sen. *epist.* 75,1: *Minus tibi accuratas a me epistulas mitti quereris. quis enim accurate loquitur nisi qui vult putide loqui? qualis sermo meus esset si una desideremus aut ambularem, inlaboratus et facilis, tales esse epistulas meas volo, quae nihil habent accersitum nec fictum.*

38 Zum Sprachstil der Briefe Senecas vgl. die schöne Analyse bei von Albrecht (1983) 138–151.

39 Front. *M. Caes.* 4,3,3: *Verum... magnum in ea re periculum est, ne minus apte aut parum dilucide aut non satis decore, ut a semidocto, conlocetur, namque multo satius est vulgariibus et usitatis quam remotis et requisitis uti, si parum significet.*

40 Sherman-White (1966) 3: „Pliny's simplicity is decidedly studied.“

41 Dem entspricht der Topos des Zufalls: z. B. Hier. *epist.* 85,1: *quidquid in buccam venerit. Vorbild ist hier Cicero: Cic. Att.* 1,12,4; *Att.* 7,10; *Att.* 12,1,2.

die beide eifertig versichern, einfach zu schreiben und auch bewusst Kolloquialismen in ihre Briefe aufnehmen.⁴² Weder Sidonius' *litterae paulo politiores* noch die *artifex incuria* (*epist.* 2,13,1) der Briefe des Ennodius dürften indes der rhetorischen Vorschrift des *sermo purus et simplex* nahe gekommen sein.⁴³

Angesichts der offenkundigen Diskrepanzen zwischen den rhetorischen Vorgaben und der epistolaren Praxis spätantiker Autoren drängt sich die Frage nach den möglichen Deutungen dieses Phänomens auf. Welche Hintergründe, Motivationen und Formen besaßen etwaige Verdunkelungsstrategien innerhalb brieflicher Kommunikation? Welche Funktionen können der Obscuritas – wie im Folgenden in Anlehnung an die antike rhetorische Theorie jede Form von textlichen Verdunkelung subsumativ genannt wird –⁴⁴ in der Bildungskultur der Zeit zugewiesen werden?

Für diese Fragestellungen werden im Folgenden in einer kurzen Tour de Force summarisch jene Lösungsansätze angesprochen, denen im weiteren Verlauf dieser Arbeit in systematischer Weise nachgegangen wird. Dieser heranzuführende Schritt erscheint notwendig, da einerseits zu der hier behandelten Thematik weder für die Epistolographie im Besonderen noch für die antike oder spätantike Literatur im Allgemeinen eine systematische Aufarbeitung vorliegt. Andererseits sind auch die sie bedingenden historischen und literatursoziologischen Kontexte erst ansatzweise aufgearbeitet, was auch im weiteren Verlauf dieser Arbeit immer wieder zu erläuternden Vorbemerkungen und Digressionen zwingt. Im Anschluss an diese erste Präsentation der Lösungsansätze werden nach einem Überblick über den dürftigen Forschungsstand die Methodik und weitere Zielsetzung dieser Untersuchung dargelegt und das ihr zugrundeliegende Textkorpus definiert.

Als erster Erklärungsansatz kann ein literarästhetischer Aspekt in den Blick genommen werden.⁴⁵ Die Prävalenz eines hoch formalisierten, rhetorisch ge-

42 Vgl. Ennod. *epist.* 1,8; *epist.* 2,13,1: *lex est in epistulis neglegentia et auctorem genii artifex se praebebat incuria*. Zu Ennodius' Postulat einer „künstlichen Nachlässigkeit“ vgl. weiter unten: S. 130f. Weitere einschlägige Stellen liefert Norden (1918) 638. Häufige brieftypische Kolloquialismen sind rhetorische Zwischenfragen wie *quorsum istaec?* (Sidon. *epist.* 4,6,2) oder Interjektionen wie *deus bone!* (Sidon. *epist.* 4,1,2).

43 Exc. Rhet. ed. Halm, 589,20–21. Unverständlich erscheint hier die Einschätzung von Kennell (2003) 126, die die Forderungen des Iulius Victor nach Klarheit bei Ennodius als durchaus erfüllt ansieht. Dagegen äusserte sich dezidiert Schröder (2007) 61 sowie 285.

44 Vgl. Quint. *inst.* 8,2,14.

45 Literarische Texte unterliegen grundsätzlich einer anderen rezeptiven Erwartungshaltung als „nichtliterarische“ Alltagstexte. So haben Untersuchungen der kognitiven Leseforschung gezeigt, dass Verständlichkeit kein primäres Kriterium für die Beurteilung literarischer Texte darstellt. Stattdessen wird ein gewisses Mass an Unbestimmtheit erwartet. Vgl. Groeben (1982) 152 ff. Dies entspricht dem Verfremdungseffekt, den schon Aristoteles für poetische Texte forderte: Arist. *poet.* 22.

prägten Prunkstils im literarischen Schrifttum der lateinischen Spätantike ist ein vielbemerktetes und von der älteren Forschung ebenso oft beklagtes Phänomen.⁴⁶ Mit Blick auf die sprachliche Extravaganz der spätantiken Prosa kommt der Epistolographie besondere Bedeutung zu.⁴⁷ Es kann in diesem Kontext kaum als Zufall gewertet werden, dass die bisher erwähnten obskuranthologischen Autoren aus Gallien stammten oder zumindest dort ihre rhetorische Ausbildung erhalten haben.⁴⁸ Gallien galt traditionell als Hort der Rhetorik.⁴⁹ In Spätantike und Mittelalter sah man sprachliche Artistik und exaltierten rhetorischen Schmuck als vorrangiges Herkunftsmerkmal gallischer Autoren an.⁵⁰ Während der *Gallicanus coturnus* (Hier. *epist.* 37,3,1) in der zeitgenössischen ästhetischen Wahrnehmung in der Regel positiv bewertet wurde, stiess er in der Neuzeit auf heftige Kritik. Edward Gibbons vernichtendes Urteil fand in der Klassischen Philologie rege Zustimmung.⁵¹ Im dekadenten Stil der Zeit sah man das kulturelle Analogon zum politisch-sozialen Niedergang der Römischen Welt. Im Zuge der Aufwertung der Spätantike als Epoche hat die klassisch-philologische Forschung seit den 1970er Jahren indes einen Perspektivenwechsel vollzogen und zunehmend die Bereitschaft gezeigt, bei der Beurteilung spätantiker Autoren nicht einseitig die Abweichung von den Normen der klassischen Epoche zu betonen.⁵² Für eine Neubewertung der spätantiken Kunstsprache hat sich mit Verweis auf die gewandelten ästhetischen Präferenzen der Zeit mit besonderem Nachdruck Mi-

46 Vgl. allgem. Norden (1918) 586–656. Ausgewogener ist das Urteil von Fontaine (1977) 459, der in diesem Zusammenhang u.a. die „tendance à l’hermétisme“ als Merkmal spätantiker Kunstprosa bestimmte.

47 Man hat versucht, den virtuosen und dezidiert „antiklassischen“ Stil dieser Autoren mittels einer Vielzahl antiker und moderner stiltheoretischer Termini zu fassen: Asianismus, Alexandrianismus, *baroque*, *préciosité* usw. Vgl. für einen Überblick Delhey (1993) 20 ff. Der aus der Kunstgeschichte stammende Begriff „Manierismus“ wird in der neueren Forschung unterschiedlich beurteilt. Während ihn etwa Consolino (1974) 426; Roberts (1989) 119–121 oder Amherdt (2001) 47 ff. verwenden, lehnt ihn van Waarden (2010) 61–62 ab. In der vorliegenden Arbeit wird auf eine Verwendung dieses Begriffs ebenfalls verzichtet. Auch die durchaus gelungene, neutrale Definition von Zymner (2001) 875 kann die pejorativen Konnotationen, die historisch mit diesem Begriff verbunden sind, letztlich nicht überwinden.

48 Norden (1918) 639–640 deutete den spätantiken „Manierismus“ als spezifisch gallisches Phänomen. Zustimmung äusserten sich etwa Loyer (1943) 163 und Amherdt (2001) 48, während La Penna (1993) 3–4 eine geographische Zuweisung ablehnt.

49 Vgl. Cato *orig. frg.* II,3 ed. Chassignet: *pleraque Gallia duas res industriosissime persequitur, rem militarem et argute loqui.*

50 Vgl. Norden (1918) 632–642 und ergänzend Bruhn (1911) 46–49.

51 „The poetical fame of Ausonius condemns the taste of his age.“: Gibbon (1900) 134 Anm. 1. Weitere negative Urteile sind zusammengestellt bei Kaufmann (1995) 64 Anm. 100. Umfangreiche sprachlich-stilistische Untersuchungen sind allesamt älteren Datums: Engelbrecht (1886); Kretschmann (1872); Dubois (1903); Goelzer (1909).

52 Smolak (1985) 12–27; Neuere Arbeiten zu Sprache und Stil der spätantiken Epistolographie (bes. zu Sidonius) sind etwa Consolino (1974); Gualandri (1979); Haverling (1988); Banniard (1992b). Zentral und unverzichtbar sind die Arbeiten von Stéphane Gioanni: Gioanni (2004); Gioanni (2006) XCVI–CXXXIII; Gioanni (2009).

chael Roberts sowie jüngst Marco Formisano oder Jesús Hernández Lobato ausgesprochen.⁵³ Roberts gelingt es, durch die Analyse bestimmter wiederkehrender Verbalstrukturen in der spätantiken Dichtung Rückschlüsse auf die immanente Poetik zu ziehen, die sich in ihren Grundzügen mit der Ästhetik der zeitgenössischen bildenden Künste deckt. Die Kompositionskunst der spätantiken Poesie, die im Gegensatz zur Augusteischen Literatur stärker auf die Hervorhebung der einzelnen Teile als auf das Ganze bedacht war, sieht er ebenso wie die Leptologie, der Technik detaillierter *descriptio*, als wesentliches Charakteristikum des spätantiken „Juwelenstils“ an.⁵⁴ Diese Verfahrensweise verleiht den Texten grosse Ähnlichkeit mit einem Mosaik, bei dem die Teile neben dem Ganzen eigenständige Geltung besitzen.⁵⁵

Kleinformen wie Briefgedicht, Epigramm oder Cento⁵⁶ florierten und auch in Grossformen überwog häufig das Episodische.⁵⁷ Auch in der zeitgenössischen Kunstprosa sind ähnliche Muster erkennbar. Hier manifestiert sich in gleicher Weise eine Ästhetik des Präzisen, die im Kleinen und im Extravaganten höchsten Gestaltungswillen entfaltet.⁵⁸ In diesen Werken wurde für die Ausarbeitung stilistischer „Gemmen“, die dem Text auf der Mikroebene Glanz und Farbe verleihen,⁵⁹ ein beträchtlicher Aufwand betrieben. Auch hier können bestimmte Texte aufgrund ihrer Partikularität mit einem Mosaik verglichen werden. Dadurch ergeben sich gattungsbezogen neue Interpretationsschemata: Gerade die zahlreichen in der Spätantike entstandenen Briefsammlungen müssen aus dieser Perspektive in neuem Licht erscheinen.⁶⁰

In diesem Zusammenhang verliert auch der häufig erhobene Vorwurf der Oberflächlichkeit und Inhaltsleere, die sich nach gängiger Ansicht der Forschung hinter der floskelhaften Stilisierung spätantiker Briefe verbergen soll,⁶¹ in mehrfacher Hinsicht als Erklärungsparadigma an Bedeutung. Zwar

53 Roberts (1989); Formisano (2008); Hernández Lobato (2012).

54 Roberts (1989) 55 ff.

55 Auf die Analogie zwischen einem Mosaik und der Kompositionsweise der spätantiken Poesie wurde verschiedenlich hingewiesen. Vgl. Fontaine (1977) 440 und bes. Roberts (1989) 70 ff., der das Phänomen eingehend untersucht hat.

56 Schelke (1954) 972–973; Formisano/Sogno (2010).

57 Wittchow (2001); Roberts (1988) 181–195; Cameron (1970) 264 ff. Dies gilt auch für das Werk des Prudentius, vgl. etwa Ludwig (1977).

58 Vgl. dazu ausführlich weiter unten: S. 141–148.

59 Vgl. dazu weiter unten: S. 155–170.

60 Eine umfassende Studie zu den Formen und Funktionen spätantiker und frühmittelalterlicher Briefsammlungen ist weiterhin ein Forschungsdesiderat, vgl. aber Constable (1976); Wood (1993); Gillett (2012) 835–840; Gibson (2012); Allen/Neil (2013) 23–25.

61 Vgl. z.B. die Urteile über Ennodius bei Relihan (1993) 164 oder Zelzer (1997) 348: „Die 297 in gesuchter Sprache geschriebenen Briefe sind (...) ebenso inhaltsarm wie die Freundschaftsbriefe seines Vorbildes Symmachus.“ Ähnlich urteilt Fuhrmann (1998) 270: „Nichts wird in schlichten und eigentlichen Worten ausgedrückt; gestelzte Umschreibungen und blumige Metaphern täuschen eine Bedeutsamkeit und zugleich eine Vertracktheit vor, die durch die banalen Inhalte keineswegs gerechtfertigt ist.“ Vgl. ferner Loyer (1943) 166: „désaccord entre la mièvrerie du fond et la richesse de la forme“